

SAMANTHA PEALE

DIE
AMERIKANISCHE
MALERIN
EMMA DIAL

Aus dem amerikanischen Englisch
von Robin Detje

Als ich den Blick vom Ölbild an der Wand abwandte, sah ich, dass Michael direkt hinter mir stand, die Hände in den Hüften, unten am Gerüst aus Holz, und mich beobachtete, wie ich noch eine Schicht glänzendes Blau auf ein Eckchen Meer auftrug. Auf meinem Hochsitz einen Meter zwanzig über dem Boden, eine Batterie greller warmer Lampen über dem Kopf und die Überreste eines Käsebrotts zu meinen Knien, fühlte ich mich wie ein gefangener Vogel. Ein Rotfußfalke oder eine Nebelkrähe. Oder eine Möwe. Ein exotisches Haustier. Ich hatte das Gemälde aus einer Collage von Fotos aufgebaut, Michaels Ausbeute einer Frankreichreise. Bleiernes Dunkel am Horizont und kein Land in Sicht.

Ein Sammlerpaar aus Los Angeles sah uns seit einer halben Stunde zu, die beiden lehnten sich in ihren pelzbesetzten Daunenparkas an die Heizung. Sie wollten in New York Weihnachten feiern und das Jahr 2006 einläuten. Die Breslauer besaßen fünf Michael Freiburgs, drei aus meiner Hand, einen, den eine Vorgängerin von mir gemalt hatte, und ein Frühwerk aus dem Jahr 1978 von Michael selbst.

Ohne Zuschauer konnte ich beim Malen nach dem Essen geradezu träge werden, und so hielt die Gegenwart der Breslauer mich wach, ich legte mich ins Zeug und kippte den Kaffee hinunter, eine Zigarette zwischen den Lippen, wie ein alter Meister.

Michael legte gerade eine durchtriebene Show hin. Er hatte sich herausgeputzt: ein teurer Haarschnitt, um die graue Mähne

zu ordnen, und weite schwarze Klamotten, in denen ich ihn noch nie gesehen hatte. Geschleckt und hübsch sah er aus, qualmte eine meiner Zigaretten nach der anderen und gab mir jedes Mal, wenn ich den Pinsel in die Farbe tauchte, eine Anweisung. Ich war wunderbar gehorsam und schwang ehrerbietig und manchmal übereifrig den Pinsel, als zitterte an seinem Ende eine riesige Feder: meine eigene Show. Michael schäumte über vor Dankbarkeit.

»Stell dir vor, du gleitest unter die Wasseroberfläche wie ein Fisch. Du musst die Farbe auftragen wie ein Fisch, Emma.«

»Ein Barrakuda.«

»Ein Piranha, Emma. Auf Korsika wimmelt es von Piranhas.«

Ich hätte den Piranha in Südamerika angesiedelt, aber ich wollte ihn nicht berichtigen, oder gar einen eigenen Vorschlag riskieren, der seinem widersprach, nicht vor den Breslauers, die von allem bezaubert waren, was er sagte oder tat, auch wenn sie nicht wussten, wie sie reagieren sollten, wenn überhaupt.

»Wie wäre es mit einem Kormoran? Oder einer Ziege?« Ich musste dafür sorgen, dass alles Geplänkel blieb, sinnlich, Andeutung.

Catherine Breslauer sah aus, als wolle sie etwas einwerfen, sagte aber nichts. Lewis und sie fassten Michael mit Samthandschuhen an, was schade war, ich wusste nämlich, wie lustig sie ohne ihn sein konnten.

»Keine Ziegen«, greinte Michael. »Nein.«

Wir fanden das Bild beide etwas Besonderes, das geheimnisvolle Zweieinhalb-mal-drei-Meter-Seestück hatte uns fast drei Monate lang in Atem gehalten, wenn auch aus völlig unterschiedlichen Gründen. Das Bild enthielt etwas von mir, meine körperlichen und geistigen Mühen waren darin eingeschrieben. Michael wusste, dass es ein Volltreffer war. Oft stellte ich mir vor, wie ich zart in die weiten, zweidimensionalen mediterranen Wasser tauchte, faul darin schwamm, meinen Körper wieder und wieder sich drehen

und wenden ließ, ohne vom Fleck zu kommen. In der vergangenen Woche hatte Michael geglaubt, das Meer sei fertig, dann aber beschlossen, in Anwesenheit der Breslauer die letzten Pinselstriche zu überwachen. Wahrscheinlich würden sie es kaufen, dieses oder ein anderes Bild aus der neuen Serie.

Immer wieder rief Michaels Frau Gerda im Atelier und auf seinem Handy an, aus dem Taxi unterwegs zu uns, aber keiner hob ab.

»Nur ein klitzekleines bisschen schwerer, Emma, ja?«

»Okay.«

Ich führte den Pinsel wie zuvor und bewegte die Hand etwas bedächtiger. *Meeresschatten* mit seinen kargen Farben, monumental und menschenleer, ließ den Breslauer das Wasser im Munde zusammenlaufen.

»Wir haben dir was Kleines zu Weihnachten mitgebracht, Emma«, sagte Catherine. Sie stellte eine goldene Schachtel auf den Glastisch neben die Farben, die ich für *Meeresschatten* angemischt hatte. Jedes Jahr schenkten sie mir eine Flasche Krug-Jahrgangschampagner, die ich in einem Schrank über dem Kühlschrank aufhob.

Lewis Breslauer räumte das Geschenk auf den versifften gelben Lehnstuhl um, in dem Michael oft saß und meine Arbeit überwachte.

»Wir können ja im Büro auf euch warten«, sagte er.

Die Breslauer hatten genug gesehen, um Besitzerstolz auf das Bild zu entwickeln, was genau der Zweck ihres Nachmittags im Atelier gewesen war.

Ich hielt inne, damit das Öffnen und Schließen der Tür meine Hand nicht zucken ließ. Keine Fehler. Nicht einmal die kleinsten. Michael nahm das goldene Geschenk vom Stuhl.

»Haltet den Dieb, das gehört mir.«

»Es ist im Weg, Emma. Ich bringe es für dich nach vorne. Der

Anwalt wird ein paar Unterlagen vorbeibringen, wenn ich im Urlaub bin. Du musst für mich unterschreiben.«

»Als ich oder du?«

Ich konnte seine Unterschrift perfekt fälschen, die Unstimmigkeiten inklusive, die Art, wie er den Kuli mit der Faust packte. Ich konnte jedes von Menschenhand gesetzte Zeichen kopieren, obwohl ich nie durchblicken ließ, wie stolz ich darauf war.

»Als ich. Mein Testament, Emma. Nicht vergessen.«

Gerda hatte gedroht, Michaels Pass zu verstecken, bis er sein Testament geändert hatte.

»Ich werde versuchen, daran zu denken: Ich bin du.«

»Notariell beglaubigt werden muss es auch. Alles per Boten zurückschicken. Und in meiner Abwesenheit niemanden von der Galerie ins Atelier lassen. Wenn es nichts wahnsinnig Wichtiges ist, kletterst du nicht von diesem Gerüst.«

Wenn es nach Michael ginge, würde ich jede wache Stunde da oben verbringen und in seinem Auftrag etwas Kolossales malen. Vor sechseinhalb Jahren hatte er mich direkt vom Gerüst weg eingestellt, in einem Auftragsatelier in Chelsea, wo ich nach der Kunsthochschule ein paar Jahre gearbeitet hatte, Schaufensterdekorationen für Warenhäuser und Trompe-l'œils für die Eingangshallen von Stadtvillen gemalt und die Deckenmalerei eines afrikanischen Himmels für das American Museum of Natural History. Der gefiel mir immer noch. Michaels letzte Assistentin hatte nach einem Streit um gestohlenen Arbeitsmaterial gekündigt. Ich stand ganz hoch oben und malte für einen Bauzaun an der Ecke 42nd Street und 5th Avenue hundert Meter griechische Mäandermuster auf Sperrholzplatten. Michael rüttelte an einer der Stützen, um mich herunterzuholen. Er sagte, er habe den Museumshimmel gesehen, eine Wandmalerei bei Bloomingdales (»Montparnasse 1965«), und mir ein paar Minuten zugesehen, wie ich das Sperrholz mit dem Pinsel bearbeitete, während er mit meinem Arbeit-

geber die Ablösesumme aushandelte, die er zahlen würde, falls er mich nahm. Am Vormittag darauf kam ich zu ihm ins Atelier und zeigte ihm Dias meiner eigenen Arbeiten – Ansichten vom Haus meiner Großmutter auf Cape Cod, gefärbtes rotes Zuckerwasser in den Futterhäuschen für die Kolibris, das alte Kinderzimmer meiner Mutter, umgebaut zum Fernsehzimmer, in dem ich zahllose Stunden mit Videospiele verbracht hatte –, dazu Reproduktionen und Studien aus der Schule. Er stand mit schulterbreit gespreizten Beinen da, beugte sich über den Lichtkasten und sah durch die Lupe. Meine Mutter, eine Professorin für Kunstgeschichte, Spezialgebiet: Skulptur und Malerei des neunzehnten Jahrhunderts, schimpfte immer auf Michael Freiburg. Sie fand sein Werk seelenlos und kommerziell, und dass am Maryland Institute so viele ihrer Studenten verknallt in ihn und seinen Ruhm waren, machte sie wütend. Dass ich, ihre Tochter, für den Mann malen würde, war ihr ein weiterer Beweis dafür, dass ich undurchdacht an meine Arbeit heranging, denn ich sei, um es in ihren Worten zu sagen, abhängig von den Impulsen eines anderen. Damals wollte ich mich auf ihren Vorwurf, mir fehle der eigene Antrieb, nicht einlassen. Ich würde eine Bereicherung sein, egal, um was es für ein Werk es ging. Und wie konnte die Gegenwart von Michaels Genius keinen guten Einfluss auf mich haben? Er gab mir eine Prüfungsaufgabe: Ich sollte eine seiner Bleistiftzeichnungen kopieren, ein solide gearbeitetes Porträt der Malerin Therese Oller, seiner ersten Frau, und dann ein Detail aus Velázquez' Porträt von Philip IV. Er saß an seinem Schreibtisch, las Reisezeitschriften und telefonierte, während ich sieben Stunden lang arbeitete. Von Anfang an hatten wir es nicht eilig, voneinander wegzukommen.

Das Telefon klingelte, aber wir rührten uns beide nicht. Mein Pinsel berührte kaum die Leinwand.

»Du hast mich verstanden, oder? Nicht diese Leute hier hereinlassen.«

»Ich weiß.«

»Nicht das Testament durchlesen, um nachzusehen, ob du irgendwas bekommst, dann werfe ich dich nämlich raus und verklage dich.«

»Sei einfach großzügig.«

Michaels Konzentration auf *Meeresschatten* ließ langsam nach. Er wählte Gerdas Nummer, verlagerte sein Gewicht von einem Bein auf das andere, seine neuen Turnschuhe scharrten auf dem schmutzigen Boden. Man würde für die Breslauer ein Dinner im Atelier des Künstlers Philip Cleary geben, und ich wollte unbedingt dabei sein. Die Breslauer mussten mich besser kennen lernen, fand ich. Ich musste an meine eigene Karriere denken, die von meiner Verbindung zu Michael profitieren sollte. Außerdem war Philip Cleary eines meiner großen Vorbilder, und obwohl er ein alter Freund von Michael war, hatten wir uns nie kennen gelernt.

»Komm runter, Emma. Dabei lassen wir es für heute.« Er zeigte auf die sechs Quadratzentimeter, an denen ich gearbeitet hatte, seit die Breslauer vor zwei Tagen aufgetaucht waren, und dann wies er herrisch mit dem Arm auf das ganze Bild. »Das hat Bestand.«

»In alle Ewigkeit.«

»Genau, das wollte ich sagen.«

Bevor er zum Abendessen ging, wollte Michael das letzte Bild signieren, das ich abgeschlossen hatte, eine Wiese voller Lupinen und Wermut, die von siebenundsechzig Polizisten in Uniform durchsucht wurde; ausgeführt in dem unverkennbaren Stil, den ich für ihn entwickelt hatte: akribisch aufgetragene Schichten Lasur; Form und Farbe leicht verschwommen; die Bewegung und die Möglichkeiten der freien Natur offenbarend. Fast einen Monat hatte es zum Trocknen vor dem Atelier gestanden.

»Komm schon, Emma, ich muss los. Catherine und Lewis warten auf mich.«

»Ich bin du, schon vergessen?«

Er lachte und gab mir einen Klaps auf den Hintern, als ich vom Gerüst sprang.

»Ich bin völlig ausgehungert ...« Bei Michael kam man auf Umwegen ans Ziel. Manchmal.

»Ich auch. Phil fährt immer tolle Sachen auf.«

»Zum Beispiel?«

Keine Antwort. Die Zeit wurde knapp.

Frühlingswiese mit Polizei ruhte vorn im Büro auf filzbesetzten Blöcken, mit der Bildseite zur Wand. Michael machte aus dem Signieren gern ein Zeremoniell, und die Breslauer warteten und wollten jeden Augenblick genießen.

»Ich gehe Gerda beruhigen. Kannst du bitte unseren Gästen Gesellschaft leisten?«

»Aber mit Vergnügen.«

»Jetzt reicht es für heute mit dem Sarkasmus. Das nervt. Und diese bescheuerten Ziegen.«

»Du verstehst wohl überhaupt keinen Spaß.«

Jetzt musste ich umschalten und die Breslauer kralen wie kleine Schoßhündchen. Heute wahrscheinlich kein Abendessen für mich. In all der Zeit als Michaels Atelierassistentin hatte ich gelernt, in seinem Namen überschwängliche, manchmal peinlich intime Aufmerksamkeiten zu empfangen und zu verteilen. Es verlangte besonderes Geschick, rasch und elegant beiseitezutreten, sobald die gegenseitigen Schmeicheleien losgingen, ohne viel Wind zu machen oder sich übergangen zu fühlen, für Ausgeglichenheit zu sorgen.

Beim Geräusch der Tür waren die Breslauer zusammengefahren.

»Michael muss sich oben um Gerda kümmern. In ein paar Minuten ist er da.«

»Natürlich«, sagte Catherine.

Catherine hatte die Kapuze hochgezogen und das Gesicht mit

schokoladenbraunem Pelz eingerahmt. Sie blätterte einen Versteigerungskatalog durch, den sie auf Michaels Regalen gefunden hatte. Lewis blickte seiner Frau über die Schulter und betrachtete die Gegenwartskunst, die im vergangenen Frühjahr in New York versteigert worden war, wo die beiden, wie ich in der Zeitung gelesen hatte, ein paar Werke aus ihrer Sammlung verkauft und ihre Vorräte um ein weiteres Gemälde von Philip Cleary erweitert hatten.

»Und, bleibst du über die Feiertage in der Stadt?« Catherine stellte den Band wieder ins Regal.

»Ich fahre nie weg.«

Sie lachte leise. Ich mochte Catherine; ich wünschte, ich könnte ganz natürlich mit ihr umgehen.

»Das stimmt hoffentlich nicht. Unsere Töchter wohnen beide in Manhattan, also ist das für uns eine besondere Zeit. Einmal richtig den Winter spüren und unsere fünf Enkelkinder sehen.«

»Wir tanken Stadtleben«, fügte Lewis hinzu.

»Frederich hat ein paar Atelierbesuche für uns arrangiert, das war wirklich nett. Er ist fast so etwas wie unser persönlicher Berater.« Die Frederich Hecht Gallery vertrat Therese Oller und Michael. Bis Mitte der Achtziger stellte er auch Philip Cleary aus, dann hatte Susanna Mackie ihn in ihre damals noch bescheidene Galerie gelockt. »Zu den großen Freuden des Sammelns gehört der enge persönliche Kontakt zu den Künstlern«, sagte Catherine.

»Die direkte Beziehung ist sehr wichtig.«

Ich dachte an den vielen Champagner, den die Breslauer in Ateliers in der ganzen Stadt deponierten. Wahrscheinlich hatten sie beim Weinladen Sherry-Lehmann auch ihren persönlichen Berater. Michael hatte meine goldene Schachtel nach oben gebracht, also würde ich eine der beiden mitgehen lassen, die um einen eingetopften Weihnachtsstern auf seinem Schreibtisch herum drapiert worden waren.

»Etwas ganz Besonderes, ganz einzigartig«, sagte Lewis.

»Morgen fahren wir raus nach Williamsburg, nach Brooklyn. Das ist immer toll.«

»Da habe ich mein Atelier.« Das machte ganz schön Eindruck auf die Breslauer, die beide von der anderen Seite des Raumes auf mich zugeeilt kamen und mich ungewollt in einer Ecke zwischen *Frühlingswiese mit Polizei* und einer Reihe Aktenschränken einkeilten.

»Ach wirklich?«, sagte Lewis.

»Wir hatten ja keine Ahnung«, sagte Catherine und packte mich am linken Bizeps. »Du hast nie ein Wort gesagt. Wie gemein von dir, dass du uns nie eingeladen hast.«

»Wir kennen uns schon ewig«, sagte Lewis.

»Wir gehören zur Familie. Wir müssen unbedingt sofort vorbeikommen. Stimmt's, Lew? Ihre Bilder sind bestimmt toll.«

»Du hast dich vor uns versteckt, Kleine.« Lewis drückte mir zärtlich die Schultern.

»Ich habe so wenig Zeit für die Arbeit dort. Ein ewiger Kampf.«

Bevor ich mich dafür ohrfeigen konnte, vor den Breslauer einzugestehen, dass die Malerei für mich nicht rund um die Uhr ein Kinderspiel war, stieß Michael die Tür auf und platzte herein, mit einer Scotch- und Nikotinfahne.

»Ihr solltet unbedingt kommen und euch meine Arbeit ansehen. Jederzeit.« Aber es war zu spät, sie beachtetten mich schon nicht mehr.

»Na dann, Vorhang auf!« Er baute sich vor *Frühlingswiese mit Polizei* auf, rückte es von der Wand ab und fing an, sehr gründlich einen Nagel an der Querverstärkung des Keilrahmens zu untersuchen.

Catherine fand einen Sitzplatz auf der Kante meines Schreibtischs, dann merkte sie, dass sie von dort aus nicht gut genug sehen konnte, und rückte auf Michaels Seite hinüber. Lewis ging mitten im Raum auf und ab. Draußen stritten sich ein Mann und

eine Frau vor dem Haus darüber, wer wen zu wenig respektierte. Sie redeten immer schneller, bis ich hörte, wie die Frau nach einer Pause kühl verkündete: »Jetzt glaube ich dir gar nichts mehr.« Er war noch immer am Brüllen: Dass er nichts anderes tue, als ihr zu helfen, dass er sie kein einziges Mal belogen habe, dass sie nie an ihn denke, nur an sich selbst. Dann wurde es still. Drinnen taten wir alle so, als wäre nichts geschehen.

Ich holte mein Skizzenbuch heraus, weil ich den Zwischenfall aufzeichnen wollte, aber stattdessen notierte ich: *Glaubwürdigkeit: Siebter Jahrestag mit Michael naht. Ich bin fast zweiunddreißig.*

Michael krepelte die Ärmel seines neuen Pullovers hoch und nahm den extradicken Filzer, den ich ihm reichte. Ich hatte die Schreibtischschublade voll mit Zehnerpackungen schwarzer Marker; jeder von ihnen würde nur dazu dienen, ein einziges Bild zu signieren. Ich machte mich darüber lustig, wie viel Bedeutung er der Vollendung jedes Bildes gab. Alles stand still, damit diese eine historische Geste zur Geltung kam. Auch mir machte das Zeremoniell Spaß. Es fand nie ohne mich statt. Er bückte sich zur Ecke rechts unten und signierte die Rückseite der Leinwand: *Michael Freiburg, 2005.*

Die Breslauer applaudierten leise, packten ihre Einkaufstüten zusammen und warfen sich die Schals über die Schultern. Michael strahlte. Er zwinkerte mir zu.

»Okay, ihr drei. Gerda wartet auf uns.« Er pfefferte den Marker in Richtung des Papierkorbs neben seinem Schreibtisch.

Drei hieß, ich war dabei. Endlich!

Lewis stand im Flur und hielt uns die Tür auf, als plötzlich meine Freundin Irene mitten zwischen uns auftauchte, das Gesicht vom Alkohol gerötet, in Jeans und einem figurbetonten Pullover. Sie strich sich die schwarzen Haare aus dem Gesicht und hielt sie einen Augenblick lang hoch, weg von ihrem Hals, bevor sie sie fallen ließ.

»Ich bin den ganzen Weg gerannt. Du musst unbedingt mitkommen.« Sie wedelte mit einem roten Feuerzeug und, kaum zu glauben, einem kopierten Pamphlet in großer, fremdländisch aussehender Schrift, das sie hinter ihrem Rücken versteckte, als sie merkte, dass ich versuchte, es zu entziffern. »Nicht gucken.«

Dann wirbelte sie auf einem Bein herum.

»Irene Duffy, hallo!« Sie schüttelte den beiden Breslauers die Hand. Als sie sich wieder Michael und mir zuwandte, nutzten die Breslauers die Gelegenheit, ihre Rückansicht in Augenschein zu nehmen.

»Ob die beiden Damen uns vielleicht beim Dinner Gesellschaft leisten möchten?«, sagte Lewis Breslauer.

Wenn Irene mitkam, würde sie mir schon die Schau stehlen, wenn sie sich einfach eine schwarze Haarlocke um den Zeigefinger wickelte.

Sie packte meine Hand. »Jetzt gleich.«

Irene strahlte vor Wonne; man konnte sie unmöglich bremsen. Selbst die Breslauers schienen bereit, ihr zu folgen.

»Wir müssen los. Wir werden erwartet.« Sie zog mich fester am Arm.

Meine Einladung – dahin.

»Kommt doch später nach.« Michael machte uns Platz, damit wir vorbeikönnten.

»Sag Philip Cleary, dass es mir leidtut.«

Wie der Blitz waren wir unten und eilig auf dem Weg in eine Tapasbar an der First Avenue, Irenes neues Stammlokal. Trotz der Minusgrade trug sie keinen Mantel.

»Du hast mir bei diesen Sammlern gerade meine große Chance verdorben. Ich wollte, dass sie einen Atelierbesuch bei mir machen.«

»Dann rufst du sie eben morgen an. Aber komm in die Hufe. Nicht, dass sie gleich wieder weg sind.«

»Wer? Wer ist gleich wieder weg?«

»Ich habe diese Typen kennen gelernt. Aus Spanien. Zwei aus Madrid und einen Freund aus Chiapas.«

Chiapas hatte für Irene einen ungeheuren Reiz, seit sie und ihr Freund Idris, ein ernster und fleißiger Bildhauer, faszinierend provokant, die ersten sechs Monate ihrer Beziehung dort verbracht hatten. Sie hatten in einer *cabaña* am Rande des Urwalds gehaust, Freunde gefunden, Kunst produziert, auf dem Cover einer *London Calling*-LP Joints gedreht, die sie von einem Menschenrechtsaktivisten-Pärchen geerbt hatten, am Ende ihrer Friedensmission, bei dem sie das mexikanische Militär beobachtet hatten. In den vier Jahren, die seither vergangen waren, hatten Europa, Afrika und Asien Irene und ihre Kameras willkommen geheißen. Sie war produktiv gewesen, auf ihre eigene undisziplinierte und wirre Art. Irenes Chiapas-Pläne zielten darauf ab, ein Stipendium zu bekommen und mit Idris dorthin zurückzugehen, um einen Film zu drehen. Unsere Freundschaft wurde von meinem streng geheimen Wunsch überschattet, dass Irene an Ort und Stelle blieb und aufhörte, ständig abzuhausen. Mir anzuhören, wie sie plante, mich allein zu lassen, konnte mich richtig nervös machen.

Natürlich waren sie noch da – drei kantige Dunkelhaarige mit großen Nasen, dicken Knöcheln und einem Packen zapatistischer Pamphlete –, begierig, Irene hinzuführen, wo immer sie wollte, und sei es zu einem Treffen mit Subcommandante Marcos. Wir aßen Calamares mit Spargel. Bald kam Idris dazu, voller Energie, nachdem er in seinem Atelier einen Nachmittag lang dicke Baumstämme behauen hatte.

»Heute habe ich angefangen, ein großes Katapult zu bauen.« Er beschrieb, wie er es zusammensetzen wollte und was für schwere Sachen man damit durch die Gegend schleudern konnte, zum Beispiel sein Elektrowerkzeug. »Wird ungefähr so groß wie ein Golfcart.«

Unsere neuen Freunde waren alle Dichter, die sich ihr Geld als Hilfsarbeiter verdienten, und wie Idris wollten sie all ihre Arbeitswerkzeuge am liebsten von sich schleudern.

Ich zog meine Schuhe aus, versuchte, ohne Reue an Philip Cleary und die Breslauer zu denken, und trank zwei riesige Gläser Rioja.